

Kirche in 20 Jahren
Vortrag auf der Synode des ev. Kirchenkreises Herford
am 18. März 2022
digital

Sehr geehrte Synodale,

Veränderungen stehen auf der Tagesordnung, in der Kirche insgesamt und auch in Ihrem Kirchenkreis. Die Aufgabe, die heute ansteht, ist es, die künftig vorhandenen Ressourcen und eine zukunftsfähige Kirche für das 21. Jahrhundert zusammenzudenken. Dabei gibt es unterschiedliche Herangehensweisen: Man kann innerhalb der gegenwärtigen Formen fragen, welche davon weitergeführt und welche gestrichen werden sollen. Dies war zunächst leitend, nachdem Mitte der 1990er Jahre die Finanzkrise der Kirche ausgerufen wurde. Man kann fragen, wie die gegenwärtigen Formen in veränderter Gestalt mit weniger Mitteln weiterbestehen können. Dies scheint mir die Stoßrichtung der Bemühungen um Fusionen, Regionalisierung sowie um eine stärkere Arbeit im Team zu sein, die die Reformbemühungen des letzten Jahrzehnts geprägt hat. Man kann jedoch auch fragen, welche Formen von Kirche wir eigentlich wollen und brauchen, um die Begegnung zwischen Menschen und Evangelium heute zu fördern. Diese Variante betont, dass jede Form von Kirche in ihrer Funktion für den Auftrag gesehen werden muss, die Kommunikation des Evangeliums zu fördern. In reformatorischer Tradition sind die Strukturen, Sozialformen, Ämter, Gebäude und Kommunikationswege ja ein „weltlich Ding“ oder in einer Formulierung des Paulus (2 Kor 4,7) die „irdenen Gefäße“ des Schatzes: des göttlichen Evangeliums von der bedingungslosen Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und zu jedem einzelnen Menschen. Die Gestalt der Kirche ist immer eine Folge menschlicher Versuche, nach bestem Wissen und Gewissen den Kontakt mit dieser Erfahrung bestmöglich zu unterstützen. Darin ist sie nie perfekt, sie ist irrtumsanfällig und sie muss sich vor allem verändern, wenn sich die Verhältnisse und die Menschen verändern. Die Reformation lässt sich genau aus dieser Frage heraus verstehen: Wie muss die Kirche beschaffen sein, damit Menschen in ihr geistliche Nahrung finden und damit sie in ihr und durch sie die Botschaft von der unermesslichen Liebe Gottes als bewegend und lebensverändernd erfahren? Daher ist der Satz „ecclesia semper reformanda“ – die Kirche muss beständig reformiert werden – ein zentraler Grundsatz der Reformation geworden.

Und bei Martin Luther findet sich noch ein weiterer Hinweis, der für die Kirchenentwicklung wichtig ist: Es reicht nicht aus, dass Menschen informativ vom Evangelium erfahren. Das Evangelium ist vielmehr erst dann an seinem Ziel, wenn es bei den Menschen und in ihrem Leben angekommen ist. So hat Luther formuliert: „Denn auch wenn sich Christus tausendmal für uns gegeben hätte und gekreuzigt worden wäre, es wäre doch alles umsonst, wenn nicht das Wort Gottes käme, es austeilen und mir schenken würde und spräche: Das soll dein sein, nimm hin und habe es als deines“ (in der Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ von 1525, Weimarer Ausgabe 18; 202,37-203,2).

Für die Ausrichtung und den Charakter der Kirche ist dies insofern bemerkenswert, als es damit keinen Gegensatz gibt zwischen einer Orientierung am „Auftrag“ und einer Orientierung

an den „Adressat*innen“, wie es manchmal unterschieden wird. Wenn sich die Kirche am Evangelium orientiert, muss sie sich an dessen Bedeutung für die Menschen und die Gesellschaft und damit an seiner Lebensrelevanz orientieren: Menschen müssen erfahren, dass die bedingungslose Liebe Gottes in ihrem Alltag bedeutungsvoll und hilfreich ist – in ihrem Lebensgefühl, im Umgang mit den Sinnfragen ebenso wie mit dem Alltagsstress, in ihrem Kontakt mit Mitmenschen und auch mit sich selbst, in ihrer Haltung zur Schöpfung, in der Kindererziehung, im Umgang mit Schicksalsschlägen, in ihren Vorstellungen von einem guten Leben für alle und ihren Möglichkeiten, für dieses Ideal zu arbeiten etc. Dabei ist selbstverständlich festzuhalten, dass die Kirche eine solche gelingende Begegnung zwischen Mensch und Evangelium nicht machen oder bewirken kann. Diese ist unverfügbar und bleibt immer Werk des Geistes und dieser weht, wo er will. Jedoch lässt sich der Geist durchaus einladen, sprich: Die Wahrscheinlichkeit, dass sich solch ein Erleben ereignet, ist in bestimmten Formen und Strukturen deutlich höher als in anderen.

Ich sehe die aktuelle Finanzkrise daher vorrangig als Relevanzkrise der Kirche. Einer zunehmenden Zahl von Menschen im 21. Jh. ist es offensichtlich nicht plausibel, dass der Kontakt zu den kirchlichen Kommunikationsformen in irgendeiner Weise ihr Leben oder das ihnen nahestehender Menschen bereichert. Bedenkt man, dass sich die Sozialformen der Kirche zwischen dem Ende des 19. und dem Ende des 20. Jh. trotz weitreichender gesellschaftlicher Veränderungen nur sehr wenig verändert haben, ist dies vielleicht auch gar nicht so erstaunlich. Wir wissen aus empirischen Studien recht genau, dass die dominanten ortsgemeindlichen Formen ca. 10 % der evangelischen Kirchenmitglieder gut erreichen – und dass sich diese Prozentzahl mit der doch erheblichen Zahl von Kirchenaustritten nicht erhöht. Die These früherer Jahrzehnte, dass sich die Kirche quasi „gesundschrumpft“, sodass irgendwann diejenigen ausgetreten seien, die es nicht so ernst meinen mit dem christlichen Glauben, ist damit eindeutig falsifiziert – im gleichen Maße, wie Menschen die Kirche verlassen, distanzieren sich andere von ihr. Dies ist nicht zuletzt eine Generationenfrage, denn wir wissen ebenfalls aus empirischen Studien sehr genau, dass die älteren Generationen sehr viel stärker von den klassischen kirchlichen Formen angesprochen werden als die jüngeren. Gleichzeitig zeigen die vorsichtigen Versuche neuer kirchlicher Sozialformen, dass sich auf diesen Wegen durchaus mehr und andere Menschen für die Kirche und vor allem für das Evangelium interessieren können.

In dieser Situation erscheint es nicht nur theologisch, sondern auch im Interesse der Zukunft der Kirche lohnend, das Denken von den Strukturen aus zu verlassen zugunsten eines Denkens von der Begegnung mit dem Evangelium aus. Damit sollen die bisherigen Strukturveränderungen nicht abgewertet werden, denn ihre behutsame Weiterentwicklung des Bisherigen war vermutlich genau der richtige Weg, sich dem grundlegenden Wandel anzunähern. Schon finanziell scheint er mir jetzt jedoch an sein Ende zu kommen. Denn nimmt man die Prognose der Freiburger Studie ernst, dass 2060 nur noch die Hälfte der Kirchensteuermittel und der Kirchenmitglieder im Vergleich zu 2017 zu erwarten sind, und stellt man in Rechnung, dass die Coronakrise, die kirchlichen Skandale und jetzt die Kriegssituation die Prozesse vermutlich deutlich beschleunigt, werden die Grenzen der bisherigen Gestalt der Kirche bereits in naher Zukunft sehr deutlich. Denn auch das Denken in größeren Einheiten verbindet der Idee nach zwei Prinzipien der Ortsgemeinde, die in ihrer Kombination extrem kosten- und personalintensiv sind: das Prinzip von sozialer Nähe und persönlichem Kontakt zu den Hauptamtlichen (und besonders zu den Pfarrpersonen) einerseits und das Prinzip der flächendeckenden kirchlichen Versorgung, das jedes

Wohngebäude in Deutschland einer Gemeinde zuweist, andererseits. Was passiert, wenn das flächendeckende Netz von Ortsgemeinden immer stärker gedehnt wird, sehen wir in vielen Gegenden Ostdeutschlands: Pfarrstellen mit einer Zuständigkeit für 12 Gemeinden und 19 Predigtstellen widersprechen nicht nur der Idee von menschlicher Nähe und persönlichem Kontakt zu Hauptamtlichen, sondern schaffen auch Arbeitsbedingungen, die die Abwärtsspirale für den pastoralen Nachwuchs enorm verstärken. Insofern scheint mir der Weg, die bestehenden Formen mit weniger Mitteln und Ressourcen zu dehnen und vorsichtig weiterzuentwickeln, nicht länger gangbar.

Der dritte Weg, die Suche nach neuen Formen von Kirche, birgt gleichzeitig große Chancen. Denn während die Veränderungen, die sich am Bestehenden orientieren, häufig von einem „weniger werden“ und einem Verlustgefühl geprägt sind, birgt die Suche nach neuen Formen in anderer Weise die Chance zu fragen, wie eine Kirche sein könnte, die lebensrelevant für ganz unterschiedliche Menschen des 21. Jh. ist.

Insofern scheint es mir tatsächlich keine Quadratur des Kreises zu sein, nach Formen von Kirche zu suchen, die mit weniger Geld und weniger Hauptamtlichen den Schatz des Evangeliums heute lebendig und attraktiv kommunizieren können. Selbstverständlich wird dies auch als Verlust erlebt – wäre dies nicht der Fall, würde dies bedeuten, den Wert der bisherigen Formen grundsätzlich infrage zu stellen und das Engagement, mit dem in diesen gewirkt worden ist, nicht zu würdigen. Dieser Verlust muss ernst genommen und aufmerksam begleitet werden. Er sollte jedoch nicht daran hindern, sich an neuen und attraktiven Bildern von Kirche zu orientieren – und diese in Beziehung dazu zu setzen, wie die vorhandenen Ressourcen dafür bestmöglich eingesetzt werden.

Eine solche Vision möchte ich Ihnen heute vorstellen: Wie könnte eine Kirche in vielleicht 20 Jahren aussehen, wenn sie sich daran orientiert, wie möglichst viele unterschiedliche Menschen das Evangelium als lebensrelevant erfahren können? Die Vision ist nun allerdings keine prophetische Vorhersage aufgrund göttlicher Offenbarung, sondern verbindet praktisch-theologische Ansätze zur Zukunft der Kirche, gedachte oder erprobte Modelle und einige Ideen von mir – manche schon etwas älter und manche relativ neu.

Insofern: Herzliche Einladung zu einer kleinen Zeitreise!

1. Kirche als Netz unterschiedlicher kirchlicher Orte

Wir schreiben das Jahr 2042. Kirche ist heute ein Netz unterschiedlicher kirchlicher Orte, die Menschen auf unterschiedlichen Wegen erfahren lassen, was die bedingungslose Liebe Gottes für ihr Leben bedeutet. Es gibt Gemeinden und kirchliche Orte, die stark lokal ausgerichtet sind und sich eng auf ihr Dorf oder ihren Stadtteil beziehen. Andere leben Kirche in einem spezifischen Kontext wie einem Krankenhaus oder einer Schule oder einem Gefängnis. Manche sind besonders auf die Lebenssituation von Menschen ausgerichtet, z.B. auf Studierende, auf Familien, auf Singles, auf transidente Menschen, auf Kinder, auf Wohnungslose oder auf Geflüchtete. Bei anderen prägt vor allem der Kirchenraum die Arbeit wie eine Citykirche, eine Kirche der Stille oder eine Jugendkirche, an der auch die Vorbereitungszeit für die Konfirmation angeboten wird. Wieder andere gewinnen ihr Profil durch bestimmte Schwerpunkte wie diakonische Arbeit, musikalische Arbeit oder interreligiösen Dialog. Zudem gibt es diverse digitale Formen von Kirche, die mittlerweile von allen Generationen wahrgenommen werden

– aber auch die „analogen“ haben selbstverständlich digitale Anteile. Auch Kasualkirchen gibt es, die sich der rituellen Gestaltung von Lebensübergängen widmen.

Diese Profile sind auf der Basis der Traditionen, Ressourcen und Schätze vor Ort entstanden. Sie wurden jedoch im Kirchenkreis miteinander abgestimmt in einem gemeinsamen Prozess, in dem erwogen wurde, wie groß die Chancen, die bedingungslose Liebe Gottes in diesen Formen zu erleben, voraussichtlich sind. Dieser Prozess war von Anfang an klug angelegt und wurde gut moderiert. Er war einerseits getragen von einer breiten Beteiligung sowohl von Menschen, die bereits in der Kirche engagiert waren, als auch von solchen, die es noch nicht waren. Andererseits hatte er transparente und klare Entscheidungsstrukturen, die viele Aspekte einbezogen. In diesem Prozess hat sich eine Kultur einer gemeinsamen Suche nach gelingenden Kontakt- und Begegnungsmöglichkeiten mit dem Evangelium entwickelt, die manchen anfänglichen Versuch, die eigenen Pfründe zu sichern, rasch überholt hat. Dieser Prozess ist auch nicht zu Ende, sondern wägt mit flexiblen Formen weiterhin permanent ab, welche Formen weiterhin sinnvoll sind und welche verändert werden sollten, ohne dass dies viel Zeit und Energie kostet.

Rasch wurde in diesem Prozess deutlich: Wir müssen konsequent von den Menschen aus und vor allem mit ihnen gemeinsam fragen, welche Bevölkerungsgruppen in welchen Lebenslagen mit ihren unterschiedlichen religiösen und lebensweltlichen Bedürfnissen brauchen. Ist es beispielsweise sinnvoll, „Kinderkathedralen“ einzurichten nach dem Modell in Hamburg-Bramfeld, in der Kindergruppen biblische Geschichten spielerisch erleben können – oder sind sie sinnvoller in Familienkirchen aufgehoben, wo der generationenübergreifende Aspekt im Vordergrund steht? Brauchen Menschen in Trauer eher so etwas wie ein Trauercafé in Merseburg, das im ehemaligen Blumenladen vor dem Eingang des Stadtfriedhofs einen Treffpunkt bietet für Menschen, die auf dem Friedhof waren und jemanden treffen möchten, mit dem sie über ihre Trauer sprechen können oder auch in einer Trauergruppe Begleitung finden möchten – oder sollte diese Dimension eher an einem anderen kirchlichen Ort integriert werden? Sind für Menschen ohne bisherigen Kontakt zu Kirche und Christentum Formen des Mitlebens wie bei den Fresh Expressions of Church sinnvoll oder inhaltlich-christliche Angebote und Themen? Dabei ist allen selbstverständlich: Das kann man nicht für Menschen, sondern nur mit ihnen gemeinsam entscheiden.

2. Sich arbeitsteilig als Kirche Jesu Christi begreifen

Nicht ganz leicht war es in dem Prozess, sich von der Idee einer möglichst vollständigen Kommunikation des Evangeliums in einem Bezirk, wie sie die Ortsgemeinde als Ideal repräsentierte, zu verabschieden. „Das mag ja in der Stadt gehen, aber bei uns auf dem Land wollen die Menschen die Kirche im Dorf für alle“, war da als Einwand öfter zu hören gewesen. Erleichtert hat die Entscheidung für das „arbeitsteilige“ Vorgehen die theologische Erkenntnis, dass *jede* Kommunikation des Evangeliums immer exemplarisch ist, weil das Evangelium größer ist als alle menschlichen Möglichkeiten. Und bei näherem Hinsehen wurde deutlich: Faktisch wurden ja in jeder Gemeinde und an jedem kirchlichen Ort schon immer Entscheidungen getroffen, welche Kommunikationswege es dort gibt und welche nicht. Die scheinbare „Normalform“ kam zustande, weil in den Ortsgemeinden tendenziell ähnlich entschieden wurde. Und so hatten gar so wenige Menschen nicht nur nicht vor Ort, sondern eben auch in einer größeren Region kaum eine Chance, eine kirchliche Heimat zu finden, weil die Ortsgemeinde eben nicht ihre Form war. Dass das heute anders ist, wird mittlerweile von

den meisten als Gewinn erlebt. Und auch viele derjenigen, die sich in den früheren Formen von Gemeinde zu Hause gefühlt hatten, denken zwar manchmal etwas wehmütig daran zurück, dass es natürlich einfacher und praktischer war, zu „ihrer“ Kirche zu Fuß gehen zu müssen, sehen aber gleichzeitig, dass ihr Vorteil für viele andere ein Nachteil war – und den Auftrag der Kirche eingeschränkter erfüllte als heute. Auch die Befürchtung, dass Menschen überhaupt nur zur lokalen Kirche gehen würden und gerade auf dem Land für fast alles, nicht aber zur Kirche fahren würden, hat sich relativ rasch gegeben. Wichtig war dabei die Übergangszeit von 10 Jahren, in denen sich die verschiedenen kirchlichen Orte allmählich entwickelten und gleichzeitig ein kirchliches Mobilitätsnetz gestaltet wurde (mittlerweile selbstverständlich klimaneutral und ohne personelle Ressourcen). Insofern wird niemand aufgrund einer fehlenden Mobilität daran gehindert, zu „seinem“ oder „ihrem“ kirchlichen Ort zu gelangen – und diese sind so attraktiv, dass die Wege zweitrangig sind.

Dies hat viel Druck herausgenommen, weil der permanente Kampf, was eigentlich doch getan werden sollte, obwohl es zu viel ist, und was man vielleicht doch mal lassen müsste, entschieden ist. Keine Gemeinde versucht mehr, allen alles zu sein. Dies hat die Überlastung der Haupt- und Ehrenamtlichen stark reduziert (ganz verschwunden ist sie allerdings nicht, weil manche Persönlichkeiten sich nach wie vor über ihre Grenzen hinaus engagieren, aber zumindest gehört sie nicht mehr zu den strukturellen Bedingungen ☺).

Die bewusste Begrenzung auf manche Kommunikationsformen vor Ort macht die eigene Angewiesenheit auf andere deutlicher und lässt deren Stärken und Fähigkeiten deutlicher in Erscheinung treten in dem Bewusstsein, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Der gemeinsame Auftrag ist viel wichtiger als der eigene Bereich. Alle spüren: Jede Gemeinde und jeder kirchliche Ort ist gemeinsam mit allen anderen sowie mit den kirchlichen Einrichtungen gemeinsam Kirche Jesu Christi und leistet vor Ort einen bestimmten, begrenzten Beitrag zur Kommunikation des Evangeliums.

Damit darf die Arbeit wirklich exemplarisch ausgerichtet sein. Das haben in der Anfangszeit Projekte gezeigt wie die Villa Wertvoll in Magdeburg, in der Kinder und Jugendliche in Tanz-, Theater- und Musikkursen ihre künstlerischen Fähigkeiten entdecken, entfalten und entwickeln können und, wie es auf der Homepage schon ganz lange heißt „die Liebe zum Leben, zu sich selbst und zu anderen entdecken“. Oder auch die Jugendkirche „Herzschlag“ in Altendorf, in der Teenager gemeinsam Leben teilen, Gottesdienste feiern, essen, arbeiten, lernen, gestalten und Feste feiern und dabei ihre eigene Form des Glaubens und des geistlichen Lebens finden.

Manche dieser exemplarischen Formen ziehen dabei überraschend auch Menschen an, die ursprünglich gar nicht als Zielgruppe im Blick waren – eine diakonische Gemeinde lässt beispielsweise Menschen die Relevanz des Evangeliums für ein soziales und gerechtes Miteinander erleben oder Gottesdienste für Menschen im Erstkontakt mit dem Evangelium werden auch von solchen besucht, die seit Jahrzehnten kirchlich aktiv sind.

Das Prinzip der Flächendeckung gibt es übrigens in einer bestimmten Hinsicht immer noch: Jedes Wohngebäude in Deutschland hat einen kirchlich-konfessionellen Bezugsort, der digital mit Eingeben der Adresse und der Konfession mit einem Klick gefunden werden kann und unter einer zentralen Nummer auch telefonisch erfragt werden kann. Dieser bildet die naheliegende Anlaufstelle für alle, die regional einen Erstkontakt zur Kirche beispielsweise für eine Kasualie oder einen Weihnachtsgottesdienst oder einen Gottesdienst am Urlaubsort

suchen – wenn sie sich nicht an eine der Kasualkirchen wenden möchten, die (wie alle anderen kirchlichen Orte auch) digital und über die kirchlichen Zentren rasch zu finden sind.

3. Spirituelle Ausstrahlungskraft

Interessant dabei ist: Indem die gelingende Begegnung von Mensch und Evangelium im Vordergrund steht, sind die kirchlichen Orte ganz selbstverständlich von einem spirituellen Profil geprägt, das auch für diejenigen spürbar wird, die sich als nicht religiös verstehen oder diese Art von Frömmigkeit nicht teilen. Denn es gibt sehr unterschiedliche Formen evangelischer Spiritualität an den vielfältigen kirchlichen Orten, die zu den jeweiligen Wegen, Evangelium zu kommunizieren, passen. Entsprechend hat sich die gottesdienstliche Landschaft vervielfältigt: Analoge Gottesdienste stehen neben digitalen, lebendige Gottesdienste für Groß und Klein stehen neben Motettengottesdiensten, alternative Gottesdienstformen neben hochliturgischen, meditative Gottesdienste mit vielen Stille-Elementen neben Tanzgottesdiensten, afrikanisch geprägte Gottesdienste neben Gottesdiensten zu Themen aus der Lebenswelt.

Über die Gottesdienste hinaus durchziehen die Formen von Spiritualität aber auch den Alltag der kirchlichen Arbeit – inhaltliche Treffen werden mit inspirierenden Texten, gemeinsamem Singen oder meditativen Elementen verbunden, die Kirche, die Kapelle, der Raum der Stille sind so einladend gestaltet, dass man sie dort in seinem Arbeitsalltag immer wieder aufsucht, um aufzutanken (wofür in der Arbeitszeit auch ausdrücklich Raum dafür eingeplant ist). Auch die Einrichtung der kirchlichen Orte strahlt eine ansprechende, einladende Atmosphäre aus, die mit allen Sinnen erfahren lässt: Hier ist gut sein.

Zudem gestalten die kirchlichen Orte immer wieder spirituelle Angebote im öffentlichen Raum. Beispielsweise hat das Projekt „Wiesbaden hält inne“ (schon aus dem Jahr 2016, also wirklich schon vor langer Zeit!) dazu inspiriert, dass es in vielen Städten einmal im Jahr eine „Woche der Stille“ gibt, die von den Kirchen gemeinsam mit der Stadt veranstaltet wird: mit einem Stille-Pavillon auf einem zentralen Platz, Stille-Inseln mit Schallschutzkopfhörern, einem reichhaltigen Veranstaltungsangebot vieler Einrichtungen (von Nachtkonzert, Film, Lesung, Bildmeditation, Gesundheitsforum bis zu meditativen Stadtrundgängen und einer Busfahrt im Schweigen). Diese prägt auch die Schulen in dieser Woche und die Kinder und Jugendlichen freuen sich schon Wochen vorher darauf.

4. Exemplarische und gemeinsame Arbeit der kirchlichen Berufe

In diesem Prozess haben sich auch die kirchlichen Berufsbilder verändert. Der Pfarrberuf ist immer noch „generalistisch“ orientiert, aber in einem anderen Sinne als vor einigen Jahrzehnten: Pfarrpersonen sind auch heute in sehr unterschiedlicher Weise und auf unterschiedlichen Wegen an der Kommunikation des Evangeliums beteiligt. Es wird aber nicht mehr erwartet, dass die gleiche Person gleichzeitig für ganz unterschiedliche Felder und möglichst irgendwie für alles zuständig ist. Wenn sich die Älteren daran erinnern, dass sie auf diese Weise noch ihr berufliches Leben begonnen haben, löst das bei den Jüngeren Erstaunen aus. Jeder kirchliche Ort hat bestimmte Stellenprofile, die zum einen von der Berufsgruppe besetzt werden, die dafür am besten ausgebildet ist – die Arbeit mit Familien von dem Gemeindepädagogen, die diakonische Arbeit von der Diakonin, die kirchenmusikalische Arbeit von dem Kantor und die Citykirchenarbeit von der Pfarrerin. Für die Verwaltungsarbeit gibt es

in jedem Kirchenkreis mehrere Gemeindemanager*innen. Gleichzeitig hat sich aber auch die Zahl von Stellen, die genau von der richtigen Person besetzt sind, enorm erhöht, denn die Ausschreibungen machen ja transparent, welche Arbeitsbereiche hier gefragt sind und welche Fähigkeiten gebraucht werden. Hauptamtliche bewerben sich gezielt auf Stellen, die ihren Talenten und Neigungen entsprechen. Gleichzeitig gibt es ausgezeichnete Fortbildungsangebote, um sich weiterzuentwickeln und Talente neu zu entdecken und auszubauen. Der Abschied von der Idee der „pastorale Versorgung“ in möglichst großem Umfang war nicht ganz leicht, weil er mit vielen Emotionen und auch mit Identitäten verbunden war, aber mittlerweile ist der Gewinn so deutlich, dass ihm nicht mehr viele nachtrauern.

Damit hat sich auch die Hierarchie und Konkurrenz zwischen den Berufsgruppen abgebaut – natürlich gibt es wie immer zwischen Menschen auch noch Konkurrenzen, aber die sind jetzt individuell und nicht mehr strukturell verfestigt. Die kirchliche Arbeit geschieht relativ selbstverständlich in multiprofessionellen Teams, die sich gegenseitig bereichern und ihre Aufgaben so verteilen, wie es sinnvoll ist. Eine wichtige Rolle spielt dabei die digitale Kompetenz, die in jedem Team kompetent vertreten ist.

Nach wie vor sind die Hauptamtlichen auch als Personen wichtig für den Kontakt zur Kirche und vor allem zur christlichen Tradition, aber entscheidend ist nicht die persönliche Beziehung und Bindung an diese, sondern ihre Rolle für die Begegnung mit dem Evangelium. Es gibt auch keine flächendeckende Residenzpflicht mehr, sondern es werden Pfarrhäuser oder -wohnungen bereitgestellt, wo sie sinnvoll sind – übrigens nicht auf Pfarrpersonen beschränkt, sondern auch von anderen Hauptberuflichen bewohnt. Es wird gerade auch überlegt, die mittelalterliche Konstruktion des „Kapitels“, in dem die Priester einer Stadt zusammenlebten, zu reaktivieren und gemeinsames Wohnen für Singles und Familien anzuregen, die in der Kirche arbeiten. Bereits umgesetzt ist schon die vor Jahrzehnten von der U40-Gruppe in Hamburg entwickelte Idee eines „geistlichen Ateliers“, in dem kirchliche Hauptamtliche und auch manche Ehrenamtliche gemeinsame Büroräume haben, ein geistliches Leben miteinander teilen, Austausch pflegen, Supervision haben etc. Dabei wird auch immer wieder reflektiert, welches Maß an Nähe und Distanz sowohl inhaltlich wichtig und menschlich passend ist und welche Strukturen Hauptamtlichen auf Dauer Liebe und Leidenschaft für ihren Beruf erhalten. Wer hauptberuflich mit der Kommunikation des Evangeliums befasst ist, strahlt jetzt kaum noch Überlastung aus, sondern lässt erkennen, dass die christliche Botschaft an Körper und Seele guttut.

Ganz nebenbei sind die kirchlichen Berufe damit auch deutlich attraktiver geworden. Nach wie vor gibt es weniger Pfarrpersonen als in den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jh., weil die geburtenstarken Jahrgänge nicht in diesem Maße zu ersetzen sind, aber seit ca. 10 Jahren steigt die Anzahl junger Menschen in der Ausbildung zu den kirchlichen Berufen kontinuierlich. Diese Ausbildung hat sich so verändert, dass die theologische, diakonische, pädagogische und kirchenmusikalische Qualifikation auf die lebensrelevante Kommunikation des Evangeliums ausgerichtet ist. Sowohl dies als auch besonders die Strukturen des Arbeitens in der guten Balance zwischen einem sinnhaften Engagement, Flexibilität, Teamorientierung, Familienfreundlichkeit und dem Erleben, wirklich etwas bewegen und verändern zu können, sind für die jüngeren Generationen höchst anziehend.

5. Kirche als attraktives Feld für ehrenamtliches Engagement

Und gleichzeitig wird Kirche heute in einem hohen Maße ehrenamtlich gestaltet. Dabei hat sich längst die Erkenntnis durchgesetzt, dass freiwillig Engagierte nicht Lücken füllen und Arbeitsfelder aufrechterhalten. Das Priestertum aller Gläubigen wird so umgesetzt, dass jedem Menschen – gläubig oder zum Glauben eingeladen – verantwortungsvolles Engagement in der Kirche zugetraut wird und dafür ausgezeichnete Bedingungen bereitgestellt werden. Zu einem großen Teil folgt die Kirche dabei der Idee von Engagement, die früher einmal „neues Ehrenamt“ hieß. Immer noch werden manchmal Menschen gezielt für einen bestimmten Bereich gesucht. Dafür werden aber nicht ohnehin schon sehr Engagierte angesprochen, ob sie nicht noch eine zusätzliche Aufgabe übernehmen würden, sondern die „Freiwilligenbörsen“ in gemeinsamer kommunaler und kirchlicher Trägerschaft werden gebeten, diesen Bereich in ihr Angebot, in welchen Bereichen man sich gesellschaftlich, kulturell, sozial und kirchlich engagieren kann, aufzunehmen. Denn die Börsen sind dafür zuständig, mit Menschen gemeinsam zu überlegen, in welchen Bereichen ihre Fähigkeiten liegen, welche sie stärken und entwickeln möchten, was sie dafür brauchen, wo sie sich in welcher Weise engagieren möchten, wie umfangreich diese Tätigkeit sein soll und wie lange diese gehen soll. Dass Kirche dabei ein besonders attraktives Feld für ehrenamtliches Engagement ist, erzeugt manchmal einen gewissen Neid bei den anderen Bereichen. Sie müssen aber auch zugeben, dass dort die Atmosphäre, das Miteinander, die Motivation, die Wertschätzung und das Zutrauen zu Menschen besonders ausgeprägt ist – und es wird vermutet, dass es wohl etwas mit der christlichen Botschaft und ihrem Menschenbild zu tun hat. Zudem ist die Begleitung Ehrenamtlicher durch Hauptamtliche einfach sehr gut. Vor allem Gemeindepädagog*innen, in ihrer Ausbildung dafür ausgezeichnet qualifiziert, stehen den freiwillig Engagierten fachlich und menschlich zur Seite und begleiten sie kompetent, förderlich und wertschätzend.

Daneben ist aber Kirche auch ein guter Ort für eigene Initiativen von Menschen, die gemeinsam an bestimmten Themen arbeiten oder ganz einfach gemeinschaftlich-gesellig zusammenkommen möchten. Auch dafür gibt es Raum und Unterstützung, beispielsweise für Eltern-Kind-Gruppen, für die Unterstützung Geflüchteter oder für die Entwicklung noch nachhaltigerer Produkte. Nicht nur bei Kirchenmitgliedern, sondern in der gesamten Gesellschaft gilt „Kirche“ als guter Ort für die eigenen Ideen, Anliegen und Initiativen. Dabei treffen sich auch immer wieder Menschen und Bevölkerungsgruppen, die sich in anderen Zusammenhängen kaum begegnen, sich voneinander abgrenzen oder sich sogar feindlich gegenüberstehen würden. Dass die eine oder andere Person auf diese Weise neugierig wird, aus welchem Geist heraus dies eigentlich lebt und funktioniert, ist sehr willkommen und solche Fragen finden immer gute Gesprächspartner*innen – mit offenem Ergebnis, aber oft mit dem Eindruck der Bereicherung und neuer Nachdenklichkeit auf beiden Seiten. Und Kircheneintritte sind heute mindestens ebenso normal wie Kirchenaustritte.

6. Kultur des Experiments, der Wertschätzung und der Fehlerfreundlichkeit

Mit diesen Formen von Kirche sind viele Menschen ziemlich zufrieden. Und sie wissen gleichzeitig: Auch diese Formen sind immer menschliche Versuche, gelingende Begegnungen zwischen Evangelium und Menschen zu fördern und nie der Weisheit letzter Schluss. Die Entwicklung und das Ausprobieren von neuen Formen ist deshalb ein fester Bestandteil der Kirche. Es gibt eine sowohl an der Basis wie von der Kirchenleitung getragene Kultur des Experiments, in der Hauptberufliche und Ehrenamtliche ermutigt und unterstützt werden,

immer wieder neue kirchliche Formen zu finden. Erweisen sich diese auf Dauer als sinnvoll, gelten sie ohne Konkurrenz zu den bisherigen als Gemeinden mit allen Rechten. Für diesen Bereich der Innovation sind 10 % des Haushalts auf jeder Ebene vorgesehen. Ebenso gibt es bestimmte hauptamtliche Stellen, die genau für diesen Bereich der Innovation vorgesehen sind – und auch viele andere Stellen haben diese Aufgabe mit einem gewissen Prozentsatz in ihrer Stellenbeschreibung.

Wer neue Formen erfindet, ist sich der grundsätzlichen Wertschätzung für das Experiment in seiner Kirche gewiss. Es gibt eine verbreitete „Hermeneutik des Zutrauens“ zu Menschen mit ihren Anliegen und Ideen, zum Experiment, zum Evangelium und zum Geist Gottes, der in all den Prozessen wirkt. Die neuen Projekte werden in kollegial strukturierten und professionell geleiteten Prozessen regelmäßig evaluiert, ohne dass sie sich dabei als ideal erweisen müssten: In einer Atmosphäre von Interesse und Wertschätzung wird gemeinsam geguckt, welche Chancen in ihnen für die lebensrelevante Kommunikation des Evangeliums für welche Menschen liegen und was dies für ihre Zukunft bedeutet. Was sich als weniger sinnvoll erweist als gedacht, wird ohne Gesichtsverlust beendet und die daraus gelernten Erfahrungen werden allen zugänglich gemacht.

Das Gleiche gilt übrigens auch für die etablierten Gemeinden und kirchlichen Orte. Das traditionelle Instrument der Visitation ist in eine wertschätzende und von fast allen als sehr hilfreich empfundene Feedbackkultur umgewandelt worden. Dabei liegt der Lerneffekt auf allen Seiten, sodass dieser Prozess gerne in Anspruch genommen wird – spätestens alle acht Jahre ist er verpflichtend, wird aber häufig nach Bedarf öfter in Anspruch genommen, um aus der Rückmeldung zu lernen. Natürlich menschelt es auch hier und manchmal ärgert man sich übereinander und über den Prozess, aber auch dies hat in den Strukturen seinen Ort und wird konstruktiv aufgenommen, sodass niemand das Gefühl haben muss, am kollegialen Unverständnis, Neid oder einfach anderen Vorstellungen von Kirche zu scheitern. Das „Lassen“ fällt selbstverständlich nach wie vor nicht allen leicht (so sehr haben sich die in der Kirche Engagierten dann doch nicht verändert), aber die meisten haben mittlerweile den Gewinn davon erlebt und sie wissen sich darin unbedingt von ihrer Kirchenleitung unterstützt: Gehen Beschwerden an höherer Stellen ein, wird darauf verlässlich mit menschlichem Verständnis, aber der klaren Aussage, dass eine exemplarische Kommunikation des Evangeliums gewollt ist, reagiert.

Dieses beständig weiterentwickelte kollegiale Feedbacksystem ist der Kirche so viel wert, dass es einiges an finanziellen und personellen Ressourcen in Anspruch nehmen darf. Denn es herrscht die Überzeugung, dass dies langfristig deutlich mehr einspielt, als es kostet. Ganz konkret bekommt die Kirche zudem viele Anfragen aus der Wirtschaft und der Politik, von diesem Modell zu lernen, das sie gerne, aber nicht umsonst weitergibt. Vor allem aber fördert dieses die Entwicklung einer Kommunikation des Evangeliums, deren Bedeutung für das Leben von Einzelnen und die Gesellschaft so spürbar wird, dass eine Mitgliedschaft in dieser Kirche attraktiv und ganz einfach auch plausibel ist. Gleichzeitig ist die Kirche aber auch unabhängiger von den Kirchensteuern geworden, weil viele Menschen, unterstützt von einem sehr guten Fundraisingsystem, für die vielen konkreten Projekte und Arbeitsbereiche spenden. Dies hat auch bewirkt, dass die Kirche noch freier geworden ist dafür, Menschen um ihrer selbst willen für das Evangelium von der Liebe Gottes für sie und die Welt begeistern zu wollen, ohne dies mit Fragen der Selbsterhaltung zu verbinden.

Damit sind wir am Ende unserer Zeitreise angelangt und wir kehren wieder zurück in das Jahr 2022 in die digitale Welt und gleichzeitig in unsere analogen Lebenswelten und die vertrauten Formen von Kirche. Ich hoffe, Sie haben in dieser fiktiven Kirche der Zukunft etwas gefunden, das Sie angesprochen, inspiriert oder nachdenklich gemacht hat. Dies auszutauschen, wird gleich Gelegenheit sein – erst einmal bedanke ich mich herzlich für Ihre Aufmerksamkeit!